

- 24) Zur Kontraktion der beiden *a* s. M. S. 44ff., 2.  
 25) Text *duruyā*; doch vgl. awest. *drva-* d. i. *\*druyā-*, altind. *āhrūva-*.  
 26) Zur Kontraktion der zwei *i* s. M. S. 44.  
 27) Unsicher, da die Stelle ergänzt ist.  
 28) Vgl. Weissbach, Streitberg-Festgabe (Lpz. 1924) S. 377.

## Islam und orientalische Christenheit in der Gegenwart.

Von R. Strothmann.

Das Verhältnis von Muhammedanern und Christen im Orient ist neuen Belastungsproben unterworfen. Der Eintritt der Türkei in den Weltkrieg hatte vielen ihrer christlichen Untertanen die Aussicht auf Befreiung durch Anschluß an die Gegner eröffnet. So waren sie auf jene Front gedrängt, an der neben ihnen die Araber standen unter der Losung nationaler Befreiung von den osmanischen Glaubensgenossen. Daß die beiderseitigen Gründe für dieses Zusammengehen völkisch bestimmter Kreise mit kulturell-religiösen Sondergruppen letztlich nicht einheitlich waren, blieb während des Krieges um so mehr verdeckt, als auch die christlichen Führer subjektiv durchaus aufrichtig in jene nationale Parole einstimmen. Als aber der Ausgang des Krieges statt der muhammedanisch-türkischen Oberhoheit tatsächlich die christlich-europäische brachte, und als nun Mesopotamien, Syrien und Ägypten gegen die neuen Herren sich zu erheben versuchten, wurden die Christen vor eine schwere Entscheidungsfrage gestellt, welche sie verschieden beantwortet haben: Die einen schlossen sich den glaubensfremden Volksgenossen an, die anderen den glaubensgenössischen volksfremden Herren. Inzwischen wurde das religiöse Interesse im Orient neu geweckt durch eine regere Tätigkeit der christlichen Missionen, welche wenigstens äußerlich der übrigen gesteigerten europäischen Durchdringung parallel geht. Sie fand, abgesehen von einer Vermehrung der Stationen, Schulen und allgemein humanitären Gründungen sowie der planmäßigen Schöpfung einer spezifischen Literatur, schon 1924 ihren Ausdruck in dem Muhammedanermisions-Programm der Tagung auf dem Ölberg, der sich im März und April 1928 die Sitzung des Internationalen Missionsrates gleichfalls zu Jerusalem anschließen wird. Dabei rechnen die Missionen nicht nur ausdrücklich auf die orientalischen Kirchen als auf die wirksamsten Hilfstruppen, sondern sie wünschen jene als Operationsbasen auszubauen. Unter solchen Umständen verdient eine Schrift Beachtung, in welcher ein führender christlicher Muhammedanermisionar zwar zunächst nur das islamische Gesetz wider den Abfall vom

Glauben mit besonderer Berücksichtigung seiner Hemmung der missionarischen Bestrebungen untersucht, aber darüber hinaus überhaupt das Verhältnis der beiden Religionen im Orient an vielen Beispielen schildert<sup>1</sup>.

Das Gesetz der Todesstrafe für den Abfall vom Islam stellt Zwemer dar nach den einschlägigen Quranstellen (IV, 90f; V, 39; XVI, 108; II, 124) einschließlich ihrer Erklärung in den Kommentaren, nach den Hadithsätzen und den Rechtsparagrafen der verschiedenen Schulen. Eine Reihe von Beispielen zeigt die tatsächliche Handhabung vom Urislam her bis zu Fällen aus der Gegenwart, da nach Aufhebung des Gesetzes oder nach seiner Außerkraftsetzung durch europäische Mächte es privaten Muhammedanern, zumeist der Familie selbst, gelang, Konvertiten zu quälen oder gar zu beseitigen. Es versteht sich bei Zwemer von selbst, daß seine Darstellung aus arabischen Quellen der Prüfung standhält, und in der Ablehnung der Behauptung muhammedanischer Modernisten und Ahmedī, daß der Islam nie offiziell solche Intoleranz gelehrt habe, muß man ihm durchaus zustimmen; auch liegt kein Grund vor, an den peinlichen Berichten aus jüngster Zeit zu zweifeln. Man wird ferner die schwierige Lage der Mission und der Neugetauften begreifen, die dem Verfasser im Kapitel „Heimliche Jünger“ anscheinend einen Ausweg empfehlen läßt, wie ihn in entsprechenden Lagen der Moslem unter dem Begriff der *taqīja* nimmt (S. 109). Aber wenn auch Z. ähnliche Intoleranz aus christlicher Kirchengeschichte nicht ganz vergessen hat (S. 131), wenn er auch zugibt, daß weitherzige Duldung und Verständnisbereitschaft bei Gebildeten vorhanden ist, daß auch Persien ohne europäischen Zwang Freiheit bietet (S. 151), so muß doch diese Zusammenstellung der gewiß schmerzlichen Martyrien unter Beachtung der im Untertitel gekennzeichneten missionarischen Absicht gelesen werden. Auf den muhammedanischen Orient aber, für den das Religiöse und das Politische kaum auseinanderzuhalten sind, muß sie um so peinlicher wirken, als Z. oft das Thema „Abfall“ verläßt, um die Muhammedaner ganz allgemein als fanatisch gegen Fremde hinzustellen. Er beglückwünscht die Mission zu dem Schutz durch die europäischen

1) Zwemer, Samuel M.: The Law of Apostasy in Islam. Answering the question why there are so few Moslem converts, and giving examples of their moral courage and martyrdom. London: Marshall Brothers 1924. (164 S.) 8°. 6 sh. — Dazu autorisierte deutsche Übersetzung von J. Richter und M. Schlunk: Das Gesetz wider den Abfall vom Islam. Gütersloh: C. Bertelsmann 1926. (144 S.) gr. 8° = Allgemeine Missionsstudien, H. 3. RM 4.—

Kolonialmächte, die er auffordert, die letzten Beschränkungen der Mission im Sudan und in Nigieren aufzuheben (S. 139), und erwartet viel von der Wirkung der Mandate (S. 7, 52, 151 ff.). Es dürfte dem im Orient lebenden Verfasser aber nicht unbekannt sein, daß diese aufgezwungen sind unter muhammedanischen Martyrien, welche, den hier verzeichneten christlichen gegenübergestellt, doch nachdenklich stimmen müßten.

Wir teilen in aller Tiefe des Verfs. Mitempfinden mit dem schweren vernichtenden jüngsten Geschick der orientalischen Christenheit, müssen aber bedauernd feststellen, daß seine Anklage nur geeignet ist, deren Lage gegenüber den Muhammedanern zu verschlimmern, weil sie parteiisch Wesentliches verschweigt. So werden wir denn durch die politisierte Vorlage sehr gegen unsern Wunsch auf das politische Gebiet gedrängt, um wenigstens in etwa zu warnen vor dem ständigen Weitertragen einseitiger Verhetzung. Die Armenier sind im Weltkrieg durch die türkischen Militärs grausam dezimiert. Aus Z. spricht empörtes Mitleid. Das ehrt ihn, und niemand wird jene Grausamkeiten beschönigen, auf die systematisch zuerst der Deutsche J. Lepsius „Deutschland und Armenien 1914—1918“ hingewiesen hat. Z.'s Maßstab ist ein christliches Ideal. Auch das ist sein Recht. Es muß dann aber aus der Darstellung hervorgehen, daß es ein Ideal ist. Empfehlenswert wäre auch ein Vergleich der beiderseitigen Wirklichkeiten, nämlich der Deportation, Aushungerung und militärischen Drangsalierung unbewaffneter Bevölkerung durch die muhammedanische Türkei während eines Krieges zu den ähnlichen Dingen im christlichen Mitteleuropa während des Friedens. Doch bleiben wir bei den Armeniern: Nachdem sie auch trotz des Sieges der Türkeigegner schutzlos gelassen waren, als auch Klein-Armenien (Cilicien) 1921 durch politischen Vertrag der Türkei zurückerstattet und dort und in Anatolien und zu Smyrna erneut viel Blut geflossen war, wurden die nach Syrien Geflüchteten ohne ihren Willen gegen die Syrer zu deren tiefster Erbitterung als Söldner benutzt<sup>1</sup>. Z. sagt zusammenfassend (S. 94): „Die armenischen Massaker waren die Schmach des 19. Jahrhunderts nicht minder wie die des 20.“. Wenn der theologische Verfasser diesen Ausdruck „disgrace“ schon gebrauchen muß, dann erinnere er sich auch für das 20. Jahrhundert jener Adresse, welche der Theo-

1) S. „Survey of International Affairs 1925“ I, S. 428 ff; 435 ff nach den „Einzelberichten der 8. Sitzung der Ständigen Mandatskommission“ des Völkerbundes.

loge W. Beyschlag in einem bekannten Wort anlässlich der Greuel der 90er Jahre anredete: „Es bleibt eine unauslöschliche Schmach für die christlichen Großmächte...“<sup>1</sup>. Die Armenier, denen die Gegner der Türkei zu tiefem Dank verpflichtet waren — boten doch die Armeniergreuel eine wirksame Kriegsparole —, sind auch ihnen nur Hilfsfiguren im politischen Schachspiel gewesen. Die Mission sollte in ihrem anzuerkennenden Streben, einem großen Elend zu steuern, stimmungsgemachte politische Parolen nicht ungeprüft nachreden. Die Akten liegen jetzt schon, wenn auch nicht alle, offen. Nur die Wahrheit aber wird die orientalischen Leidenskirchen freimachen können.

Wie bei den Armeniern, so bei den übrigen Christen. Z. erwähnt die Nestorianer (S. 102). Ihr Los ist hart. Seit 1915 berechnen die sogenannten Assyrer, d. h. die Alt-Nestorianer, und die Chaldäer, d. h. die mit Rom unierten, ihre Verluste auf 270 000. Doch welches sind die Vorgänge, denen auch so viele Unschuldige zum Opfer fielen? Für Rußland und England geleistete militärische Hilfe der Assyrer gegen die Türken während des Weltkrieges, also staatsrechtlich-politisch bewertet, immerhin Hochverrat gegen die völkerrechtlich damals allein gesetzmäßige türkische Obrigkeit; dann harte Bestrafung durch diese; dann Flucht nach Mesopotamien-Mosul, dann dort Mißbrauch als Söldner zur Aufzwingung des Mandates<sup>2</sup>. Doch vielleicht wirkt ein Urteil von leitender kirchlicher Stelle überzeugender, ein Urteil freilich, das, wie wir gern zugestehen, gleich jenem des Völkerbundes dem Verfasser bei Abfassung seines Buches noch nicht bekannt sein konnte, das aber hier zur Richtigstellung herangezogen werden muß. Der Erzbischof von Canterbury hat die Kriegshilfe jener Christen in seinem Brief vom 28. Sept. 1925 an den Premierminister eindeutig unterstrichen: „Es ist anständigerweise unmöglich zu ignorieren oder zu verleugnen die Geschichte, welche geschehen ist, als wir die christliche Bevölkerung jener Gegend ermutigten, ihre Kräfte mit den unsern zu vereinen, indem wir ihnen volle Zusicherung gaben, daß, wenn sie es täten, sie nicht zu fürchten brauchten, daß sie ewig leiden müßten.“ (Oriente Moderno V, 530). Die Politik, der diese kirchliche Mahnung höchst willkommen ist, zieht daraus die Folge-

1) Realencyklopädie f. prot. Theol. u. Kirche<sup>8</sup> II, 92.

2) Vgl. den genannten „Survey“ S. 483 ff nach dem Berichte der unter dem 30. Sept. 1924 eingesetzten Mossulkommission in den Völkerbunds-dokumenten C 400 M 147, 1925, VIII; s. auch „Der Islam“ XVII S. 31 f.

rung, nicht etwa jenen Christen den erhofften oder vielmehr, wie diese selbst behaupten, den ihnen versprochenen freien Staat zu begründen, sondern einen möglichst großen Bereich des christlichen Berglandes nach Mesopotamien einzubeziehen. So entsteht eine gute strategische Linie mit günstigem Gelände und mit brauchbarer Bevölkerung zur Verteidigung des Petroleums und der Flugbombenhäfen; so entsteht aber auch wohl ein klares Bild von dem jüngsten — Fanatismus der Muhammedaner.

Sehr argwöhnisch ist Verf. gegenüber dem Geist der neuen Türkei von seinem Leitsatz aus: „Weder während des Weltkrieges, noch seit dem Waffenstillstand hat es in der Türkei auch nur etwas Ähnliches wie Religions- oder Gewissensfreiheit gegeben . . . Neue Bestimmungen über Ausländer in der Türkei und das Verbot christlichen Unterrichts an muhammedanische Kinder in Missionsschulen deuten auf keinen größeren Grad der Freiheit unter islamisch nationalistischer Regierung, sondern vielmehr auf einen Wiederausbruch des alten Geistes.“ (146 f.). Es dürfte dem Verf. unmöglich sein, der säkularisierten Türkei antichristlichen Fanatismus nachzuweisen, und Kemal Pascha hat bereits in seiner berühmten 36stündigen Rede am 15.—20. Okt. 1927 das Bestehenlassen des Islam als Staatsreligion im Grundgesetz vom 21. April 1924 als einen nur vorübergehenden Vergleich bezeichnet. Die türkische Regierung geht gewiß bei der Trennung von Staat und Kirche und in dem Bestreben, politisch Herr im eigenen Hause zu sein, energisch vor, aber in absoluter Parität, mag es sich um Haupt oder Glieder handeln, um den Kalifen oder um christliche Patriarchen, um Hodschas oder Missionare. In ihrer rein religiösen Arbeit duldet sie nicht nur, sondern schützt sie missionarische Arbeit auf das Korrekteste. Z. kann das jetzt nachlesen in der von ihm selbst herausgegebenen Zeitschrift<sup>1</sup>, die auch noch eine andere nachdenkliche Erinnerung bringt: denn zuzugestehen ist, daß noch in jüngster Zeit Missionen in der Türkei verfolgt und vernichtet sind, nämlich die deutsche im Jahre 1918. Aber nicht von Türken oder Muhammedanern, sondern von den christlichen Siegerstaaten<sup>2</sup>, und zwar im Zusammenhang mit der Hetze der feindlichen Missionsbrüder.

Schriften wie die vorliegende werden in gewissen Islamkreisen eifrig gelesen. Darum bedeutet ihre Abfassung nichts Geringeres als einen kirchengeschichtlichen Akt. Die Orientalen denken seit ihren eigenen Erfahrungen

1) Moslem World XVII (1927), S. 146.

2) Ebd. S. 395.

der letzten 8 Jahre recht kritisch über die ihnen so reichlich zugetragenen Greuelgeschichten aus dem Großen Krieg. Finden sie sich nun hier durch die Mission einseitig der Verbrechen angeklagt, so sehen sie in ihr nur die gleichgesinnte und mit gleichen Mitteln arbeitende Hilfstruppe der politischen und wirtschaftlichen Fremdmächte, und zu gegebener Zeit lassen sie es jene, deretwegen sie halb zu unrecht verleumdet wurden, d. h. die orientalische Christenheit, büßen. Diese aber dürfte der Fürsorge, und zwar einer wirklichen, sich ihrer Verantwortung bewußten Fürsorge von seiten ihrer glücklicheren Glaubensgenossen wohl würdig sein. Ohne solches Verantwortungsgefühl enthalte man sich besser einer Einmischung, für welche die orientalischen Christen verantwortlich gemacht werden. Die europäischen Kirchen haben in den Dingen des Ostens vielfach eine recht unglückliche Hand: man denke an die Verschärfung der Lage in Syrien-Libanon durch die römische Maronitenpolitik; die protestantische Mission aber hat ihr warnendes Beispiel an der verhängnisvollen russischen Wirksamkeit ihres obersten Führers, unter deren bitteren Folgen noch heute die russischen Kirchen Schmerzliches zu erdulden haben. Lehrreich ist auch die mittelalterliche Kirchengeschichte. Unter dem Kalifat erlebte einst die östliche, besonders die nestorianische Kirche nicht nur erträgliche Zeiten, sondern sogar einen Aufschwung. Da kamen die Mongolen. Auf sie, bei denen die Christianisierung bereits begonnen hatte, setzten die Christen ihre Hoffnung. Als nun die Eroberer später doch in dem Islam aufgingen, nahm dieser an der Kirche seine Rache für Nöte des Mongolensturms. Das war der Anfang vom Ende jener Christenheit. Werden die christlichen Siegermächte und ihre Missionare, ungewollt aber in tragischer Verkettung, das Werk der Mongolen zu Ende führen? Ein Zusammenleben von Christen und Muhammedanern im Orient wäre aber möglich. Nicht hingewiesen sei hier auf Palästina, wo die gemeinsame Vertretung im muslimisch-christlichen Arabischen Kongreß auch einem negativen Grunde entspringt: der Abwehr zionistischer Ansprüche; beachtenswerter ist die bis jetzt bewährte Einheitsfront zwischen Muhammedanern und christlichen Kopten, die ausdrücklich eine besondere Sicherung durch den glaubensverwandten landfremden Protektor abgelehnt haben. Die Tatsache, daß seit dem Mittelalter diese ägyptische Christenheit zu einer Minderheit heruntergedrückt ist (S. 87), hat ihre mannigfachen Parallelen in Europa, dessen heutiger Konfessionsstand weithin das

Ergebnis der Politik von vor 400 Jahren ist. Wir vermissen in der ganzen Darstellung das Bemühen um ein psychologisches Verständnis: daß der Muhammedaner ein Verlassen seiner Religionsgemeinschaft als Hochverrat empfindet. Europäische Leser, über religiösen Fanatismus erhaben, aber politisch empfindend, würden den schroffen Bruch mit Konvertiten schon eher verstehen, wenn sie hörten, daß z. B. jüngstens in Tunis solchen, die sich von der Kolonialregierung naturalisieren ließen, moslemische Ehe und moslemische Beerdigung versagt wurden<sup>1</sup>.

Wir erkennen gern an, daß in der Christenheit ein ökumenischer Wille erwacht ist, der auch aus diesem Buche spricht. Im Orient wird es aber aller lauterer Klugheit bedürfen, um den bescheidenen Restbestand überhaupt nur ungestört zu erhalten. Eine Mission gar, die darüber hinaus Neues gewinnen will, vertraue weniger mit Z. auf Kolonien, Mandate, oder wie immer diese Gebilde, wohl verstanden europäischer, also fremder, nicht eigener orientalischer Zwecke und Wünsche sonst heißen, als auf die auch von ihm nicht unerwähnten religiösen Kräfte. Wir stimmen dem zu, daß der christliche und der moslemische Gedanke des Martyriums „etwas sehr Verschiedenes“ sind (S. 19); aber dann bedurfte es einer klaren Darlegung der Gründe, die zu den berichteten Martyrien führten, z. B. dem auf S. 110 ff. ausführlich erzählten:

Ende 1916 verunglückte ein Katechumene des Verfs. in Cairo unmittelbar vor seiner Taufe und bevor er die ihm von einer Regierungsabteilung zugesagte „Ernennung zum Dolmetscher bei der Britischen Armee für Mesopotamien erhielt“ (S. 116). Wenn der tödliche Straßenbahnunfall wirklich von bisherigen Glaubensgenossen arrangiert wurde, so ist noch nicht eindeutig die Frage beantwortet, ob der Tote um Jesu oder um Englands willen hat sterben müssen? Man wird erst allmählich bei tieferer Betrachtung des Falles die ganze Tragik dieses Mordes (?) spüren, da für den Übertrittswilligen in der ägyptischen Heimat kein Raum mehr war, wenn Mosleme ihrer Auffassung nach und mit ihren Mitteln einem Hochverrat vorbeugen wollten, politisch-religiös, wie sie nun einmal von Muhammed her gelehrt sind. Daß sie die Wirksamkeit der Mission auch unter diesem Gesichtspunkt betrachteten, mag gegen den einzelnen Missionar und seinen aufrichtigen Jünger ein bitteres Unrecht bedeuten — die evangelische Mission als Ganzes aber hatte sich in jenem Jahre 1916 bereits mit allem Eifer völlig verstrickt in die große Zeitpolitik.

Daß überhaupt Z. auch in dieser Schrift unmittelbar nach dem ersten Bruderkrieg innerhalb der evangelischen Mission dem Islam immer wieder seinen alten Geist des hl. Krieges vorwirft, daß er im Jahre 1924 von „missionarischer Freiheit“ in afrikanischen Territorien redet (S. 138), wo innermissionarisch noch heute, an der Bibel gemessen, ungesetzliche Zustände nachwirken, läßt uns zweifeln, ob er fähig ist, das Abfallsgesetz, diesen verwerflichen Auswuchs eines Ehr- und Zusammengehörigkeitsgefühls, wirklich zu verstehen und so durch rechte Bekämpfung seine restlose Abschaffung zu fördern. Mit einer einwandfreien Untersuchung aber jenes Gesetzes, seines Geistes und seiner Auswirkungen

1) Vgl. die Zeitung *al-Sūrā* (Cairo) vom 28. 7. 1927.

wäre erst ein und nicht gerade der wesentlichste Teil der im Titel gestellten Frage ergründet: „Warum es so wenig bekehrte Muhammedaner gibt.“ Die vorliegende, uns verspätet vorgelegte unzulängliche Antwort zwang den Beurteiler in eine peinliche Lage: Es ist uns nicht unbekannt, daß mancher ein Erinnern an die innermissionarischen Vorkommnisse als Störung empfindet, und so weit es sich um europäische Angelegenheiten handelt, mag unter das Vergangene der große Strich gezogen werden. Solches entbindet aber nicht von der Pflicht, da, wo außerchristliche Gemeinschaften an christlichen gemessen werden sollen, auf die Unebenheiten und Gefahren neuer Aufierungen des alten Geistes aufmerksam zu machen.

12 schöne Tafeln schmücken das Buch, darunter Abbildungen von getauften Muhammedanern und aus Handschriften der zitierten arabischen Belege. Titelbild ist der Gipsabdruck des christlichen Märtyrers Geronimo, der im Jahre 1659, also in jenem Jahrhundert, da man in Genf den Michael Servete verbrannte, wegen Wiederabfalls vom Islam in das Fort von Algier eingemauert wurde.

### Besprechungen.

**Graebner, Prof. Dr. Fritz: Das Weltbild der Primitiven.** Eine Untersuchung der Urformen weltanschaulichen Denkens bei Naturvölkern. Mit 4 Karten zur Genealogie der Kulturformen. München: Ernst Reinhardt 1924. (173 S.) 8°. = Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen, hrsg. von Gustav Kafka, Abt. 1, Bd. 1. RM 3.— Bespr. v. B. Ankermann, Berlin.

Man kann fragen, ob man überhaupt von einem Weltbild der Primitiven sprechen darf. Ohne Zweifel nicht in dem allumfassenden Sinne, den wir diesem Worte beilegen, wohl aber entsprechend dem engeren Gesichtskreis der Primitiven. Denn auch sie haben eine Welt für sich, eine enge, beschränkte Welt, und die Beziehungen des Menschen zu dieser Welt formen sich in ihrem Geiste zu einem Ganzen, das man wohl eine Weltanschauung nennen kann. Mit demselben Recht, mit dem wir auch den Begriff Religion auf die verschiedenen Gedankengängen entsprossenen und nicht zu einem System verschmolzenen Vorstellungen der Naturvölker ausdehnen. Denn systemlos und vielfach widerspruchsvoll ist auch das Weltbild der Primitiven, der Ausgleich der widersprechenden Vorstellungen und ihre Verschmelzung zu einem System findet erst auf höheren Stufen statt. Allerdings erscheinen die Widersprüche erst unserer reiferen Erkenntnis als solche; dem Primitiven selbst sind sie nicht fühlbar. Und auch in den philosophischen Systemen der Kulturvölker sind noch oft die Fugen sichtbar, die bei der Zusammenfügung nicht recht zu einander passender Bausteine offen bleiben.

Es war ein glücklicher Gedanke, einer